

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1927

320 (19.11.1927) Unterhaltung und Wissen

Unterhaltung und Wissen

Die Höhle.

Skizze von Heinz Ludwig Raymann.

Als Gemma Bellardi an einem bleigrauen Anquiltmoränen zum Bewußtsein fletterte, ahnte sie nicht, daß sie noch am gleichen Tage einen Blick in die Höhle tun sollte. Sie stieg trotz der schwüleuchten Luft tapfer, so daß der sie begleitende Direktor des Beobachtungsatoriums, Dubini, in stiller Verzweiflung Schweißbäche vergoß. Gemma Bellardi ist Geologin. Man kann deshalb ihre Berörter, die Geistesbildungen im Beobachtungsatorium studieren, verstehen. Man wird aber auch die Mühe Dubinis verständlich finden, wenn man Gemma kennt. Sie ist eine jener blonden Norentiner Schönheiten, wie sie in Italien selten sind. Blond und dunkeläugig, hochgewachsen und bronzehäutig ist sie eine seltene Mischung germanisch-römischer Blutes. Ihre Augen sind tiefe Brunnen, doch sie liebt Steine; Granit, Glimmerchiefer, Marmor, Quarz und Buntsandstein. Ein verfeinerter Fels der Urzeit ist ihr lieber als ein ins Ries gegangener Smokinfels der Gegenwart. Dubini konnte sich, man muß nicht selber Stein sein, wenn man Steine liebt. Vielleicht tettet sie sich vor ihrer Blutwärme ins kalte Gestein.

Der Bewußtsein fletterte seit Tagen härter. Nachts hand eine rote Rauchsäule vor dem schwarzen Sternhimmel. Dubini erklärte, dies seien vorübergehende Rausen des Alten Herrn. Als und zu müde er zeigte, daß er noch da sei.

Nach Stunden schweinigenden Kletterns am Rande des weiten zerklüfteten Kraters angekommen, blühte Gemma bekommen in den wüsten Steinfland, aus dessen düster äahnender Tiefe brodelnder Rauch aufsteigt. Der Krater schaute sich an wie ein tiefes Tal, das an vielen Stellen qualmte und dampfte. Nicht ohne leichtes Grauen folgte Gemma Dubini in die Tiefe des Kraters. Dubini hatte schon mehr als hundert Kletterpartien in den Trichter des Bewußtsein hinter sich. Er kannte jeden Stein und die Tüden des Bewußtsein. Hier fühlte er sich überlegen. Seine Männlichkeit krachte eitel und siegesgewiß, so daß Gemma trotz Bewunderung ein leises Lächeln aus den Mundwinkeln drängen mußte. Sie stiegen über Lavablöcke, rutschten über Geröll, umgingen tote Krater und Wasserdampfsäulen. Überall gab es Neuarbeiter, Seltames zu schauen. Gemma notierte, skizzierte und schlug Gesteinsproben ab. So kam man an den Rand des eigentlichen Kraters. Dubini blühte, ehe er in ihn hineinkam. Gemma fragte an. Sie deutete kumm hinunter. Sie stiegen so, daß sie im Surtung blieben und nicht in die Qualmsäule gerieten. Aus der Tiefe stieg dumpfschallendes Murren. Gemma hätte gern die glühendflüssige Lava gesehen, aber der Rauch verdeckte die Tiefe.

Sie hielten auf einer Matte und rasteten. Gemma reichte Dubini Schokolade. Er blühte ihr in die Augen. Kratertrauer, dachte er, unerforschlich. Mehr um diesen Blicken zu entgegen als aus Witzbegehrte stieg Gemma noch weiter in die Tiefe. Dubini blieb oben. Er rief ihr nach, sie möge nicht zu tief steigen, weiter unten behindernden giftige Gase den Atem.

In diesem Augenblick stieg ein böses Knurren aus der Tiefe; rollender Donner schüttelte die Felsen brante auf. Der Qualm war plötzlich schwarzgrün. Dubini sprang totbleich hoch; ein Ausbruch! Gemma stand amanzig Meter niedriger in einer Rinne und horchte erschrocken in die Tiefe. Dubini schrie ihr zu, sie solle auf einen Felsvorsprung klettern und dort warten, er käme herab. Kaum hand Gemma auf der Felsnase, als roter Feuerchein das Dunkel durchbrach: Lava! Sie schaute angstverkrampft empor. Der Himmel war nicht mehr zu sehen. Da quoll es wie dickflüssiges glühendes Blut aus dem Berginnern, fauchend giftigen Rauch aufwirbelnd. Mit schredweiten Augen starrte Gemma auf die brodelnde, glühendzähe Masse, die langsam in den Rinne emporkroch. Giftiger Qualm froh hoch. Der Atem piff. Unerträgliche Hitze tieberte auf. Das war die Höhle, das

Ende. Da erreichte Dubini die Felsnase. Sie klammerte sich halbtot an ihn. Ihn bewundernd und dankbar, daß er sie im Tode nicht allein ließ, denn nichts anderes als den gräßlichen Ravatod erwartete Gemma. Einen Augenblick blühte das Schicksal Pomoeliss und Hertulanums durch ihren Sinn.

Dubini schrie ihr zu, sie möge ihm folgen. Sie fletterten festsich hoch auf eine Stelle, an die der Lavastrom wenn er nicht zu stark wurde, nicht hinreichen konnte. Dort angekommen, erklärte Dubini, das sei eine der vielen kleinen Aufregungen, mit denen der Bewußtsein siebe, die Menschen zu erschrecken. Das ginge meist bald vorüber. Allerdings, man könne nie wissen. Sie hockten nun dicht nebeneinander, die Taschen tücher vor dem Mund, achenüberhäubi, mit rotbrennenden Augen und hufend im speienden Bewußtsein. Manchmal schossen glühende Steine fauchend mit der Rauchsäule hoch. Gemma stürzte dann jedesmal erschrocken auf. Dubini lächelte und bot ihr Zigaretten an. Sie schaute ihm dankbar in die Augen. Das war keine Griefkeit, kein Schmeieler mehr. Sie begann ihn zu bewundern. Nun rauchten beide, von Lavabächen umbrodelt, im Feuer und Giftqualm der Höhle Zigaretten. Auch Gemma zeigte Mit, was Dubini heimlich anerkannte.

Nach Stunden ebte der Lavastrom ab. Das Knurren im Bewußtsein hatte aufgehört. Vorsichtia tisonen beide zum Rand empor. Gemma schaute von dort stumm in die orangevolle Tiefe. Nun die Gefahr vorüber, begannen ihre Knie zu zittern. Doch das Gefühl, der Vera könne noch einmal zu iven beginnen, trieb sie zum Abstieg. Gegen Abend erreichten sie Castellamare am Fuße des Vesnes. Gemma drückte Dubini lange und schweigend die Hand. Beide hatten Beweise ihres Nutes gegeben, beide fühlten eine gewisse Verbundenheit im Blut. Ein gemeinsamer Weg winkte...

Die Abenteuer der Venus von Milo.

Von Hans Ernst Gehrke.

Wie ihr Namen sagt, stammt diese berühmteste aller antiken Statuen von der griechischen Insel Milo (altgriechisch Melos) in der Ägäis. Von dort bis zu ihrem jetzigen Heim im Pariser Louvre ist ein weites Weg. Es war wohl schon immer bekannt, daß das Bildwerk von einem Milonien für billiges Geld an die Franzosen verkauft worden war, den eigentlichen Vorgang kannte man aber nicht genügend. Ein kürzlich unter der oben stehenden Ueberschrift veröffentlichter Aufsatz im „Reisener“ gibt hierüber Aufklärung.

Im Februar 1820 fand ein Bauer auf Milo beim Aern einet Marmorstücke, die er für Trümmer eines alten Gebäudes hielt und vielleicht noch irgendeine Verwendung zu können glaubte. Er grub weiter und stieß auf ein verhältnismäßig kleines Bildnis, auf die später so berühmte Venus. Der Mann hatte keine Ahnung vom wirklichen Wert seines Fundes und bot ihn dem französischen Konsularen, einem Griechen, für wenige Piaster an. Dieser glaubte, nicht einmal eine so kleine Summe für eine zertrümmerete Statue ausgeben zu dürfen und bat den französischen Gesandten in Konstantinopel schriftlich um Verhandlungsmöglichkeiten.

Zwischen der französischen Admiral Gauthier, mit Vermessungsarbeiten betraut, nach Milo gekommen; einer seiner Offiziere sah die Venus und erkannte sofort ihren künstlerischen Wert. Dem Gesandten in Konstantinopel wurde hiervon Mitteilung gemacht, und dieser beauftragte seinen Sekretär, den Grafen Marcellus, damit, die Statue sofort für ihn zu kaufen und gleich mitzubringen.

Der Sekretär kam in dem Augenblick vor Milo an, als eine Barke die Venus an Bord eines

griechischen Schiffes unter türkischer Flagge bringen wollte, und erfuhr an seinem Verrater, daß die Milonien das Bildwerk dem Fürsten der Moldau zu schenken beabsichtigten, dem sie zu Dank verbunden waren. Der Graf wollte auf jeden Fall das einträgliche Kunstwerk für Frankreich erwerben und schaute deshalb nicht vor Drohungen zurück; er ließ sogar durch eine Abteilung von 40 Mann des französischen Geschwaders die Einschiffung der Venus verhindern und erzwang, daß sie öffentlich zur Versteigerung kam. Dies bedeutete bei der Armut der Milonien nichts anderes als einen Raub; sie konnten nicht mehr als 1000 Piaster bieten, und so kam die Statue für den Spottpreis von 1500 Piastern in französische Besitz. Der Graf ließ sie sofort auf ein Schiff bringen; als dieses den Hafen von Milo verließ, landete erade der Moldauer, der in aller Eile von Konstantinopel aus hinter dem Grafen hergereist war. Er tat alles, um die Venus ausgeliefert zu bekommen; es fehlte ihm aber die Macht, und anders war bei den Franzosen nichts zu erreichen. Unmittelbar darauf trafen auch Engländer und Holländer ein, die vom Fund gehört hatten; auch sie konnten nichts ausrichten.

Der Gesandte in Konstantinopel, Marquis Riviere, in dessen Namen der Kauf erfolgt war, schenkte die Venus dem König Ludwig XVIII. Dieser belohnte alle reichlich, die sich um den Erwerb — besser gesagt, um die Erpressung — der Statue verdient gemacht hatten, und ließ das Kunstwerk im Louvre unterbringen. Der Moldauer und die Griechen verlierten nochmals die Herausgabe zu erwirken, doch vergeblich; die Türkei, die vielleicht etwas hätte ausrichten können, kümmerte sich nicht darum.

Als das Bildnis fortgeführt wurde, war es oberhalb des Gewandes in zwei Teile zerbrochen; der Halsrücken war abgebrochen, doch konnte er infolge genaue Kenntnis der Form einer „griechischen Nase“ wiederhergestellt werden. Obgleich die Arme und Unterlippe weisen ebenfalls Beschädigungen auf; die Brust und der Leib zeigen Spuren von der Hand des Bauern. Alle diese Fehler hat man ausbessern können, nur die Erziehung der abgebrochenen Arme ist ein bisher trotz aller Forschungen ungelöstes Problem geblieben. Man hat später verschiedentlich durch Grabungen die Arme zu finden versucht; auch König Ludwig I. von Bayern förderte die Nachforschungen, nachdem sein Sohn Otto in Griechenland gekrönt worden war; doch alle Bemühungen führten zu nichts.

Ebenso wenig hat man Bestimmtes über den Schöpfer und über die Bedeutung der Statue gefunden. Man hat die Venus genannt, weil man sie vielleicht dem Praxiteles zuschreiben zu können glaubte, der eine Venusstatue geschaffen haben soll. Diese Vermutung ist aber unwahrscheinlich, weil weder Praxiteles noch Pausanias, die sonst eingehende Schilderungen der antiken Kunstwerke gaben, vom Vorhandensein einer Venus auf Milo etwas berichten.

Humor des Auslandes.

Ein Handelsmann, der in ziemlich bösem Ruf stand, beantragte bei einer großen Versicherungsgesellschaft eine Feuerversicherung und wurde zu seinem eidegenen Erkennen auch angenommen. Der betreffende Beamte war eben unachtsam gewesen und hatte den Namen, ungeachtet des schlechten Rufes des Antragstellers, durchgesehen lassen. Am Nachmittag des Tages, an dem die neue Versicherung ihren Anfang nahm, brach im Warenlager des Kaufmanns ein Feuer aus, und er reichte eine hohe Rechnung ein. Einige Wochen später erhielt er vom Präsidenten der Versicherungsgesellschaft einen Scheck über 500 Dollars mit folgendem Schreibe: „Ich überfende Ihnen hiermit einen Scheck über 500 Dollars zur Bezahlung Ihres Antrages auf Grund Ihrer Police Nr. 678 909. Ich sehe, daß Ihre Police mittags 12 Uhr in Kraft trat, und daß das Feuer erst um 3 Uhr nachmittags ausbrach. Warum der Aufschub?“

Rätsel.

Kreuzworträtsel.

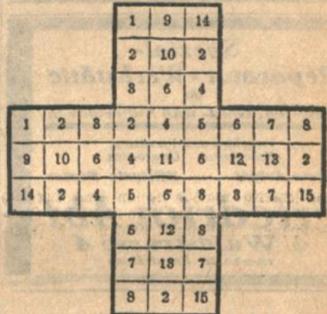


Wagerecht: 1. deutscher Fluß, 5. deutscher Dichter, 7. nordischer Dichter, 10. Art der Malerei, 11. Stockwerk, 13. Hundart, 15. ägyptischer Sonnengott, 16. Abfürgung für Altes Testament, 18. Zusage, 19. Fürwort, 21. Pflanzenart, 25. Mädchenname, 28. Gewürz, 29. italienische Stadt, 30. Fläche, 31. Fluß in Frankreich.

Senkrecht: 1. Erzungenschaft, 2. Nährmutter, 3. Gefangenschaft, 4. Fluß in Spanien, 5. heftiges Verlangen, 6. griechischer Buchstabe, 8. Form von sagen, 9. Nagel, 11. Fürwort, 12. chem. Körper, 14. Teil des Grundstücks, 17. Mulde, 18. Vogel, 20. Vortrag, 22. englisches Getränk, 23. Mädchenname, 24. Fischprodukt, 25. Kohleprodukt, 26. Teil des Beintocks, 27. englischer Untertan, 28. französischer Artikel, 30. Fürwort.

(j rechnet als i)

Zahlenkreuzrätsel.



Statt der Ziffern sind Buchstaben zu setzen; alsdann ergeben die senkrechten wie waagerechten Reihen dieselben Worte.

Die Worte bedeuten: 1. Eine Dichtung, 2. Eine Wissenschaft, 3. Vorgang im Körper.

Auflösung des Bilder-Rätsels.

Das Schöne blüht nur im Gelena.

Auflösung des Silben-Rätsels.

Gaeta — Rosmarin — Januar — Grobkeiser — Bakaeiae — Sobelbank — Emanuel Geibel.

Haar- und Bartmenschen.

Von

Signor Saltarino.

In einigen illustrierten Wochenschriften war vor einiger Zeit ein Bild des Amerikaners Victor Frei zu sehen, der angeblich den längsten Bart der Welt besitzen soll. Dieser Bart ist 2,35 Meter lang, und sein Träger läßt sich in allen Erdteilen als Unikum bekennen. Freilich ist dieser Bartmenschen, wie so vieles in der Welt, nicht ohne Vorbilder. So zeigte sich im Jahre 1878 in Wien ein gewisser Adam Kerpfen aus Chicago, dessen Bart 2,50 Meter lang war. Um das Ende der achtziger Jahre lebte in Montluçon ein 67jähriger Formier namens Louis Goulon, dessen Bart nach einem vom Bürgermeister bestätigten Zeugnis eine Länge von 2,52 Meter besaß. Als 12jähriger Knabe, also in einem Alter, in dem das Gesicht gewöhnlich noch Zartheit und Frische des Kindes aufweist, mußte Goulon sich bereits rasieren lassen. Dabei hatte der ausgewachsene Mann nur eine Bartperle von 1,59 Meter. Der Fischer Joseph Büllschach aus Ronnenberg zeigte vor 40 Jahren seinen 2 Meter langen Bart gegen Entgelt in Wirtshäusern.

Bekannt als die „Bartmänner“ wurden die „Bartdamen“, allen voran die berühmte Miß Julia Pastrana. Die arme Miß Julia! Es gibt Berühmtheiten — gewöhnlich die ersten ihrer Art — die typisch, vollständig werden; und so ist heute noch die Pastrana, viele Jahre nach ihrem Tode, das Urbild der Häßlichkeit. Ein amerikanischer Unternehmer brachte im Jahre 1858 pöblich ein haariges, abtönendes Geschöpf „auf den Markt“, und da er dieses nicht einfach als Mißgeburt anlassen lassen wollte, so mußte Julia, damals 28 Jahre alt, einige Peptatänge zeigen und mit kleiner, weichen, trauriger Stimme, wie sie den Kreolinnen eigen ist, mexicanische Liedchen singen. In Deutschland zeigte sie sich zuerst in Berlin. Von

da aus machte sie mit ihrem Aussteller eine Reise durch Europa. Ihr Gesicht und der ganze Körper waren mit dichtem, glänzend schwarzem Haar bedeckt, die Lippen wulstig, die Ohren außergewöhnlich groß und die Augen trübe und ausdruckslos.

Für die Welt war sie nur eine Mißgeburt, die arme Miß Julia, die für Geld gezeigt wurde und die man einige Kunststücke gelehrt hatte, wie man sie dreierlei Tieren beizubringen pflegt. Für die wenigen Menschen aber, die sie näher kennen lernen, war sie ein empfindendes, denkendes, geistig nicht unbegabtes Wesen, das sehr wohl die Bitterkeit empfand, so neben den Reichen herzuleben, in fast klösterlicher Abgeschiedenheit dahinzudämmern, zu der Mißgeburt fast immer verdammte sind. Sie durfte nicht viel mit fremden Leuten verkehren, damit die Neugierde des Publikums nicht vermindert, ihre Erscheinung nicht entwertet wurde. Ihr Unternehmer reiste mit ihr stets umher und verdiente durch sie viel Geld. Um sie der Konkurrenz nicht anzuliefern, heiratete er sie eines Tages. Nach einiger Zeit gebar Julia einen Knaben, fing dann aber an zu kränkeln und starb samt dem Kinde 1860 in Moskau. Der trauernde Witwer verstand es, selbst aus dem Leichnam seiner Gattin noch Geld zu schlagen. Wie jene Allen, welche die Mumie der geliebten Verstorbenen in ihren Selbstgütern aufstellen, ließ er Frau und Kind mumifizieren (im Volke sagte man kurzweg „ausstopfen“) und fährte sie überall mit sich herum. Er ließ alle Welt an seinem Schmerz teilnehmen, das heißt: gegen Entgelt zeigte er Frau und Kind in einem Glasfaß. Im Jahre 1889 wurde Julia Pastrana mit ihrem Kinde noch in der anthropologischen Ausstellung von J. V. Gahner in München gezeigt, und zwar neben einer zweiten lebenden Pastrana, die sich Zenora Pastrana nannte. Diese war damals 28 Jahre alt und bot gleichfalls einen höchst bemerkenswerten Fall von Ueberbehaarung (Hypertrichosis). Diese Frau war in ihren Bewegungen eine graziose Erscheinung, aber am ganzen Körper

— mit Ausnahme der Brust — mit übermäßigem Haarwuchs versehen. Sie heiratete mit 17 Jahren einen Amerikaner, der 1884 in Petersburg starb. Ein aus dieser Ehe stammendes Kind, ein blonder Knabe, war nicht mit Hypertrichosis behaftet. Er starb im Alter von 7 Jahren.

„Haarmenschen“ treten nur sehr vereinzelt auf. Durch ihr Haarleid werden sie den Tieren keineswegs ähnlich, man hat es vielmehr mit einer krankhaften Erscheinung zu tun. Eine völlige Ueberbehaarung kommt sehr selten vor, dagegen ist die teilweise Hypertrichosis häufiger. Als 1888 das sechsjährige Mädchen Krato von Bornoe nach Deutschland kam, wurde es von besonders eifrigen Darwinisten als das langgestrichelte Bindeglied zwischen Menschen und Affen angesehen; andere Gelehrte behaupteten jedoch, daß lediglich ein Fall von sogenannter Polytichose vorliege, wie er ja schon bei den Pastranas und dem russischen Pudelmenichen Andrian Jersichow beobachtet worden sei. Der Russe zeigte eine so außergewöhnlich starke Behaarung des Gesichts, daß er tatsächlich einem Pudel ähnlich sah. Sein dreijähriger Sohn war mit derselben Mißbildung behaftet.

Die „Gau-Lady“ (Annie Elliot, geboren 1865 im Staate Virginia) hatte schon beim Eintritt in die Welt langes Kopfhaar und einen feinen Schnurrbart, bei dessen Anblick die Mutter in lautes Wehklagen ausbrach. Ihr Schmerz wurde jedoch bald gelindert, denn in der Folge war Annie für ihre Familie eine Quelle des Segens, da die Besitzer der Dime-Museen sich um den häßlichen „Star“ rissen. Die Haut der Lady war durchsichtig, klar sammetartig weich, ihr Kopfhaar und der lange Bart waren schwarzbraun und glänzend. Auch die 23jährige Amerikanerin Bella Corrier, die sich 1888 im Berliner Passage-Panoptikum sehen ließ, war ein anatomisches Wunder. Auf ihrem Rücken, in Höhe der beiden Schulter, zog sich, gleich dem Kamm der Pferde, eine regelrechte, über einen Fuß lange rotblonde Mähne herab.

Woher kommen die lappländischen Renniere?

In der Eiszeit, als ein großer Teil Europas von Gletschermassen bedeckt war, schweifte das Rennier bis zu den Pyrenäen und Alpen. Mit der Erwärmung des Klimas zog es sich nach Norden zurück und ist heute nur noch nördlich des Polarkreises anzutreffen. Ist aber das heute in Nordeuropa lebende Rennier noch dieselbe zoologische Art wie das Rennier der Eiszeit? Mit dieser Frage beschäftigte sich Prof. Dr. Jacobson und berichtet von seinen Untersuchungen in der Umjau über die Fortschritte in Wissenschaft und Technik (Frankfurt am Main). Er hat festgestellt, daß nicht das lappländische Rennier, sondern eine Art, die heute im nördlichen Kanada und in Ostibirien lebt, damals in Europa heimisch war. Daraus könnte man schließen, daß die Eiszeit-Art aus der Neuen Welt nach Europa eingewandert war. Wertwürdigere finden sich aber nirgends auf dem nächsten Einwanderungsweg zurückgebliebene Kolonisten; auf dem nächsten Brückenpfeiler Grönland ist weder die eiszeitlich-europäische, noch die heutige amerikanische Art anzutreffen, sondern die heutige lappländische oder eine ihr ganz nahe verwandte Art. Die Möglichkeit der Einwanderung von Ostibirien her kommt ebenfalls nicht in Betracht. Nur eine Erklärung ist denkbar. Die Renniere wanderten zwar von Amerika her ein, benutzten aber einen viel näheren Weg als den über Grönland, denn nach der Lehre Alfred Wegeners bildete in der Eiszeit das nördliche Nordamerika mit Europa-Asien noch eine zusammenhängende Landmasse, die später von Süden nach Norden zerfiel und auseinandertrieb, so daß heute der Atlantische Ocean sie voneinander trennt. Das Studium des Renniers bildet somit eine feste Stütze für die Wegenersche Theorie der Kontinentalverschiebung.

